

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 35 (1945)
Heft: 15

Artikel: Livia kämpft mit der Finsternis [Fortsetzung]
Autor: Caren
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LIVIA

kämpft mit der

Finsternis

Eine seltsame Kleinstadtgeschichte
von Caren

14. Fortsetzung

„Nein, aber damals hatte er die Grippe und lag mit Fieber zu Bett. Darum konnte ich es riskieren. Es war zehn Tage vor meiner Hochzeit, und es sollte das letzte Mal sein.“

„Es war das letzte Mal.“

Beklommene Stille lastete im Zimmer, bis Livia nach einer Weile leise sagte:

„Erzählen Sie, bitte. Ich will Sie so wenig wie möglich unterbrechen. Während Sie bei Hallgarth waren, kam plötzlich ganz unerwartet sein Bruder Erik an, nicht wahr?“

„Ja“, nickte Frau Veltin bestätigend. „Ich war kaum eine halbe Stunde da, als es läutete. Ich bekam einen Todeserschrecken, ich dachte, es sei Conny, der mir vielleicht trotz seinem Fieber nachgegangen sei. Ich wollte durchaus nicht, dass Heinz aufmachte, aber er meinte, das wäre erst recht auffällig, und es könnte ja auch sonst jemand sein, vielleicht ein Telegramm. Ich sollte mich einfach in dem kleinen Salon nebenan einschliessen, meinte er und mich ganz still verhalten.“

„Und das taten Sie auch, wie? Aber Sie müssen doch gleich an der Stimme gemerkt haben, dass es nicht Veltin war, mit dem er zurückkam.“

„Natürlich, sofort. Aber ich getraute mich trotzdem nicht zu rühren. Eine geschlagene Stunde habe ich da drinnen im Dunkeln gesessen, während sich die beiden im Nebenzimmer stritten.“

„Um was stritten?“

„Hauptsächlich wegen Geld. Erik behauptete, Heinz wollte ihm sein Erbteil unterschlagen. Und Heinz, muss ich sagen, ging auch nicht gerade freundlich mit ihm um. Er warf ihm alle möglichen Schimpfworte an den Kopf und er sagte etwas sehr Hässliches über Eriks Mutter. Wirklich sehr hässlich. Ich hatte die grösste Angst, dass Erik ihm an die Gurgel springen würde. In der Dunkelheit fiel mir die Handtasche vom Schoß und Erik muss es gehört haben, denn er ging plötzlich auf die Tür los und wollte sie aufreißen. Ein Glück, dass ich abgesperrt hatte.“

„Und dann?“

„Dann? Warten Sie... Ja, dann wurde es auf einmal still, und bald darauf klopfte Heinz an die Tür und sagte, ich könne ruhig aufmachen, sein Bruder sei fort. Wir wunderten uns, wie er wohl hinausgekommen sein mochte, denn er hatte ja keine Schlüssel. Der Gedanke war mir unheimlich, dass er vielleicht noch irgendwo im Garten herumstand und spionierte. Ich wollte, dass Heinz nachschauen ging. Aber da läutete es schon wieder. Diesmal ganz lang und mehrmals hintereinander, wie Telegraphenboten läuten...“

„Und Heinz ging noch einmal hinaus?“

„Ja, und ich schloss mich auf alle Fälle wieder ein. Aber ich war diesmal gar nicht aufgeregt, nur ärgerlich wegen der neuen Störung. Ich wartete ganz ruhig. Aber dann dauerte es immer länger und länger, und Heinz kam

immer noch nicht zurück. Und die Uhr im Herrenzimmer schlug elf. Da bekam ich es mit der Angst. Es war so still im Haus und — ich dachte, wenn Heinz durch irgendetwas aufgehalten wird und es wird spät und Conny ruft vielleicht bei mir daheim an und ich bin nicht zu Hause... Denn das hatte er schon öfter getan um zu spionieren. Und wehe, wenn sich dann niemand meldet...!“

Die Lider der jungen Frau begannen bei der blossen Vorstellung nervös zu flattern.

„Und weiter?“ drängte Livia.

„Ich suchte im Finstern meine Sachen zusammen. Dabei muss ich auch den Clips verloren haben. Wo fanden Sie ihn denn?“ fragte sie etwas unsicher. Sie bekam keine Antwort und entschloss sich nach einer kleinen Verlegenheitspause, in ihrer Erzählung fortzufahren. „Also — ich schlich mich vorsichtig davon — nicht über die Veranda, natürlich, wo man mich hätte sehen können, sondern durch die hintere Gartentür. Zu der hatte ich ja den Schlüssel. Die Tür stand sperrangelweit offen, das kam mir sonderbar vor. Ich sperrte hinter mir ab. Es regnete ein wenig. Ich fing zu laufen an, weil ich keinen Schirm hatte und weil...“

„— Sie fürchteten, zu spät nach Hause zu kommen“, vollendete Livia. „Tat es Ihnen denn nicht leid, Ihr letztes Zusammensein mit Heinz Hallgarth so einfach abzubrechen — ohne Abschied, ohne —“

„Doch, sehr leid“, beteuerte die junge Frau mit schmerzlichen zuckenden Lippen. „Aber verstehen Sie — ich stand vor meiner Hochzeit... Ich — ich wollte mir doch nicht noch in letzter Minute alles verscherzen... Erst unterwegs fiel mir ein, dass ich Heinz doch wenigstens einen Zettel hätte hinlegen sollen. Die ganze Nacht hab' ich kein Auge zugetan in dem Gedanken, dass er mir vielleicht böse sei. Und am Tag darauf las ich es dann in der Zeitung... Sie schluckte ein paarmal und zerknüllte ihr Taschentuch. Zwei abgegrenzte rote Flecken brannten auf ihren Wangen.“

Livia betrachtete sie aufmerksam von der Seite. Nein, diese verhaltene Bewegtheit war nicht gespielt. Die ganze Erzählung trug irgendwie den Stempel der Wahrheit. Sie stimmte auch zum grössten Teil mit Eriks Schilderung genau überein. Aber Livia wollte noch mehr wissen.

„Sie sagten, Ihr Mann sei damals an einer Grippe gelegen?“ forschte sie weiter. Welcher Arzt hat ihn denn behandelt? Der Professor Hoffer vermutlich — wie?“

Alles, was in Greifenberg einigermassen auf sich hielt, konsultierte den „schönen Hoffer.“ Mir nickte abwesend.

„Und — hat Veltin Sie in jener Nacht eigentlich noch angerufen?“

Stumme Verneinung. Miras zarte Schultern zitterten leise. Eine Träne zog langsam ihre bittere Spur über ihr helles Gesicht, das auf einmal schlaff und verfallen aussah, wie das einer alternden Frau.

Die junge Medizinerin berührte sanft an ihren Arm.

„Es tut mir leid, gnädige Frau, dass ich diese schlimmen Erinnerungen wieder in Ihnen aufrühren muss“, sagte sie wie entschuldigend. „Aber Sie müssen mir noch eine Frage beantworten. Sagen Sie mir bitte, ganz aufrichtig: was war Ihr erster Gedanke, als Sie von dem Mord erfuhren? Ich meine,

Bierquelle

Casino

Strasse im Vorfrühling

Die Strasse ist staubig und komisch. Denn Strassen im Vorfrühling sehen oft komisch aus. Und wartend. Wie kleine Kinder, dass man sie bürstet und ihnen das saubere Schürzchen umbindet. Ich gehe durch diese komischen Strassen, ein wenig verwundert und neugierig. Und vor mir geht ein kleines Mädchen. Ich sehe nur seine Füsse in hellbraunen Schuhen. Sie sind staubig, etwas zu gross und etwas zu schwer... Aus den hellbraunen Schuhen gucken dunkle, gestrickte Strümpfe, die eifrig über die Strassen wandern, links, rechts, links, rechts... Ob sie wohl zur Schule müssen, diese kleinen braunbestrumpften Beine? Lustig sehen sie aus über der staubigen, komischen Strasse. Ich laufe hinter ihnen her, links, rechts, links, rechts... Und plötzlich schaue ich auf. Ich muss. Weil irgend etwas mich anzieht, irgend etwas Helles, Bunes. Das Mädchen trägt ein Kränzlein im Haar. Kleine Wollblümchen, und das Gummiband ist grün umwickelt. Sehen denn die Leute das Kind nicht, mit seinen roten und gelben Blümchen? Sie gehen vorbei, links und rechts und tragen das gleiche Gesicht, das sie schon weit hinter dem Mädchen trugen. Auch das Kind geht gleichgültig durch die Strassen und eher fast etwas traurig und scheu. Ob es das Kränzlein vergessen hat? Aber ich sehe es, und alles rund um mich herum dünkt mich verändert, schöner, frühlingshafter. Die Strasse ist nicht mehr so staubig und komisch, denn rote und gelbe Blumen gehen ja drüber hinweg, rot und gelb auf den Haaren eines kleinen Mädchens... Ich möchte es fragen, ob es sich freue und ob es wisse, dass es die Strasse von ihrem Komischein erlöst habe, erlöst durch sein kleines Kränzchen aus Wolle...

Aber es würde mich ja nur anschauen und fragen: Warum? Und ich könnte nicht antworten. Man kann doch nicht sagen, warum rote und gelbe Blumen auf dem Haar die Starre lösen. Warum sie froh machen und neue Gefühle bringen.

Man könnte nur von eigenen getragenen Kränzen erzählen und sich genau an sie erinnern: ... Kleine Wollblumen und das Gummiband ist grün umwickelt, kleine Blümchen, rot und gelb ..
Yolanda Günther.

ob nicht irgendeine Vermutung in Ihnen auftauchte, irgendein Verdacht gegen eine bestimmte Person? Nein...? Und als Sie dann später in der Zeitung lasen, dass man den jüngeren Hallgarth verhaftet hat, — erschien es Ihnen nach allem, was vorausgegangen war, glaubhaft, dass er der Mörder war?“

Frau Veltin blickte nachdenklich zu Boden. „Nein, eigentlich nicht, meinte sie zögernd, „aber es wäre doch nicht unmöglich, dass er noch einmal zurückgekommen ist —“

„Sie gaben sich also über die Person des Täters gar kein Kopferbrechen gemacht?“ setzte Livia ihr Verhör fort. „Das ist merkwürdig.“ Sie machte eine kleine Kunstpause, um dann ganz unvermittelt mit der Pointe herauszuplatzen: „Ist Ihnen nie der Einfall gekommen, dass es Veltin gewesen sein könnte?“

Sie beobachtete, wie die hektische Röte auf Miras Wangen zu einem kränklichen Rosa verblasste und jähes Entsetzen ihre Pupillen weitete. Und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr sie unerbittlich fort: „Sie haben selbst gesagt, dass Sie beim ersten Läuten sofort an ihn gedacht hätten. Woher wollen Sie wissen, dass er es nicht beim zweiten gewesen ist?“

„Um Gotteswillen, nein!“ Mira machte eine verzweifelte Geste der Abwehr. „Sagen Sie das nicht. Ich will es nicht glauben, ich will nicht!“

Sie schlug beide Hände vors Gesicht und brach in Schluchzen aus. Livia fühlte, dass sie zu weit gegangen war, dass sie den Nerven der Frau nicht zuviel auf einmal zumuten dürfte.

„Beruhigen Sie sich“, sagte sie einlenkend. „Es ist nur eine Hypothese — eine von vielen. Sie braucht ebenso wenig stimmen wie die andern. Aber glauben Sie mir, dass ich nicht zu meinem Vergnügen dieses Verhör mit Ihnen anstelle, sondern auch in Ihrem Interesse. Denn eigentlich wäre es meine Pflicht gewesen, meinen Vater sofort auf die Sache mit dem Uhrclips aufmerksam zu machen, aber ich hatte meine Gründe. Und vielleicht ist es jetzt überhaupt nicht mehr nötig, wenn sich herausstellt, dass mein Fund mit dem Verbrechen an sich in keinerlei Zusammenhang steht, kann ich natürlich mit gutem Gewissen darauf verzichten, meinen Vater in die Sache einzuweihen.“ Sie wartete geduldig, bis die Weinende sich etwas beruhigt hatte, und feilte dabei im stillen, an ihrer nächsten Frage mit der sie unauffällig auf das Thema Hussek zurückzulenken wollte.

„Entsinnen Sie sich zufällig, was Ihr Mann am zweiten November gemacht hat?“ erkundigte sie sich in neben-sächlichem Ton.

Frau Veltin überlegte, während sie sich vor ihrem Taschenspiegel das Gesicht puderte.

„Am Allerseelentag, meinen Sie? Sie schüttelte den Kopf. „Keine Ahnung mehr. Oder doch — warten Sie. Natürlich — an Allerseelen waren wir ja gerade in Berlin. Das hätte ich beinahe vergessen.“

„Und Sie waren dort dauernd mit Ihrem Mann zusammen? Auch am Nachmittag? Er ist nicht ein paar Stunden allein mit dem Wagen weg gewesen? Besinne Sie sich.“

Mit einem starken Wagen konnte man in einem Nachmittag bequem von Berlin nach Greifenberg und wieder zurückfahren. Man brauchte nicht einmal in der Stadt gesehen zu werden, die grosse Staatsstrasse führte nah hinter dem Wehr vorbei, wo man den Schauspieler gefunden hatte. Und was für ein schönes Alibi, dieser Aufenthalt in Berlin! Livia frohlockte im stillen. Aber die Antwort war enttäuschend. Frau Veltin wollte sich mit aller Bestimmtheit erinnern, dass ihr Mann den ganzen Nachmittag nicht von ihrer Seite gewichen war.

„Ich weiss noch genau, wir wollten ein wenig in die Umgebung fahren, weil so schönes Wetter war. Aber wir konnten nicht, unser Wagen hatte eine Panne gehabt und war gerade in Reparatur. So gingen wir bloss ein wenig in den Zoo. Warum fragen Sie?“

„Nur so, es fiel mir nur grade ein. Nichts von Wichtigkeit“, wich Livia etwas kleinlaut aus. „Wo haben Sie denn in Berlin gewohnt?“

„Im ‚Adlon‘ natürlich“, gab Frau Mira nicht ohne einen gewissen Nachdruck zur Antwort, der ihre innere Befriedigung über ihre Zugehörigkeit zur mondänen Gesellschaft verriet. Aber ihre Gedanken schweiften gleich wieder ab.

„Was wird nun geschehen?“ fragte sie unter neu aufsteigenden Tränen. „Meinen Sie, dass die Sache vor Gericht kommt und ich womöglich als Zeugin vorgeladen werde? Das —“ sie schluchzte auf, — das mit Heinz und das ich noch bis zuletzt bei ihm war und... Wenn auch gar nichts zwischen uns gewesen ist in einer Nacht — das kann ich Ihnen schwören. Aber Cooney wird mir das ja nicht glauben. Und dann wirft er mich hinaus — ohne Pfennig. Oder vielleicht noch schlimmer... O Gott, nein —“ sie lob flehend die Hände — „ersparen Sie mir das, bitte. Bedenken Sie doch, was alles für mich auf dem Spiel steht, meine Ehe, mein guter Ruf — meine ganze Existenz...“

Ihr Ton bekam etwas hysterisch winselndes, das den jungen Mädchen auf die Nerven ging und ihre Sympathie für die Frau wieder abschwächte.

„Das würde mich nötigenfalls nicht abhalten“, sagte sie hart, „besonders, da für einen anderen Menschen noch viel mehr und Wichtigeres auf dem Spiel steht.“

„Für wen denn?“

„Für Erik Hallgarth, — das haben Sie wohl ganz vergessen? Solang der wirklich Schuldige nicht gefunden ist, wird der Verdacht immer an ihm haften bleiben.“

„Aber er ist ja frei, man hat ihm ja nichts getan“, widersprach Mira mit mürrisch vorgeschobener Unterlippe. „Und er ist ein Mann, er kann sich eher helfen als ich.“

„Sie können sich auch helfen. Sie sind Künstlerin, Sie haben noch eine Zukunft vor sich. Im Notfall könnten Sie jederzeit zur Bühne zurückkehren.“

„O nein!“ Mira Veltin schüttelte mutlos den Kopf. „Wenn man mal von der Bühne abgegangen ist, nur für eine Saison, findet man nicht wieder so leicht den Anschluss. Und so jung bin ich auch nicht mehr, dass ich warten kann. Ihnen als Ärztin kann ich's ja sagen — ich bin schon dreissig.“ erklärte sie nach einem inneren Ringen, bei der sie der Wahrheit doch noch im letzten Moment vier Jahre hinterzog. „Das ist schon alt für mein Rollenfach. Und dann —“ Sie liess den blonden Kopf sinken und blickte seufzend in den Schoss — „Ich weiss nicht, ob ich mich wieder an dieses Bohemeleben gewöhnen könnte, nachdem —“

Sie brach hastig ab und wechselte den Ton: „Ah, da kommt unser Tee. Sie trinken doch rasch noch eine Tasse mit mir, Fräulein Doktor, ja?“

Sie plapperte automatisch weiter, bis der Diener den Teewagen hereingefahren hatte und wieder verschwunden war. Dann erst liess sie die lächelnde Maske wieder fallen. Ihre Hand zitterte beim Einschenken so, dass Livia ihr zur Vorsicht die Kanne abnahm und selbst die Tassen füllte. Sie trank ihren Tee und blieb anstandshalber noch zehn Minuten. Dann erhob sie sich und reichte ihrer Gastgeberin die Hand.

„Ich danke Ihnen jedenfalls für Ihre Aufrichtigkeit, gnädige Frau“, sagte sie ernst. „Und ich verspreche Ihnen, dass ich von Ihren Aussagen nur im äussersten Zwangsfall Gebrauch machen werde. Mein Wort darauf.“

Sie drückte Miras fieberisch heisse Finger und wandte sich zum Gehen. Das Ergebnis dieser Unterredung befriedigte sie keineswegs. Es war dabei nicht mehr herausgenommen, als was sie sich schon vorher aus den ihr bekannten Tatsachen zusammengereimt hatte. Nur ihr Verdacht auf Veltin hatte sich durch Miras Enthüllungen über ihr Eheleben noch verdichtet. Aber das machte die Sache nicht leichter, im Gegenteil, es komplizierte sie nur. Denn sie hatte auch jetzt noch keinerlei Beweise gegen ihn und — „die Polizei hat es im allgemeinen nicht eilig, ihre Hand auf reiche und angesehene Leute wie Konrad Veltin zu legen“ — hörte sie Erik sagen, als sie, gefolgt von dem Diener,

langsam die mit dicken Teppichen belegten Treppen hinunterging. Einen armen Medizinstudenten verhaften und ihn drei Monate in Untersuchungshaft sitzen lassen, ist schon einfacher, dachte sie in stiller Erbitterung, die ihr das Blut in die Wangen trieb.

Der scharfe Schneewind, der sich draussen auf sie warf, tat ihr förmlich wohl, so dass sie beschloss, noch ein Stück zu Fuss zu gehen, bevor sie in die Strassenbahn stieg. Vor der Einfahrt blieb sie stehen und sah sich noch einmal um. Das „Bilseschlösschen“, wie die Greifenberger die schöne alte Besetzung nach ihrem ursprünglichen Eigentümer nannten, lag schon im Dunkeln. Livia betrachtete versonnen die anmutige Silhouette der kleinen Barocktürme, und es kam ihr auf einmal selber ungeheuerlich vor, dass ein Mann, der dieses entzückende Haus bewohnte, ein gewöhnlicher Totschläger und Verbrecher sein sollte. . .

Aber in der nächsten Sekunde schon schalt sie sich ab. Aber als ob es nicht zu allen Zeiten reichere und kultiviertere Leute als diesen Getreidemillionär gegeben hätte, die man später als Spitzbuben entlarvte! Ganz deutlich stand ihr wieder der Boxkampf in der Bar vor Augen. Ja, ein solcher Mensch war zu allem fähig, mindestens zu jedem Leichtschaftsverbrechen. Ob man ihn dagegen einen vorsätzlichen Mord zutrauen konnte, wie es der an Hussek gewesen wäre, — das liess sich nicht so ohne weiteres entscheiden. Einen Menschen irgendwo in den Wald locken, mit tausend Listen und Vorsichtsmassregeln, um ihn dort — das war immerhin noch etwas anderes. Fast regte sich in Livia etwas wie Zweifel, wenn sie die Frage einer genauen Betrachtung unterzog. Aber immerhin — man durfte auch das nicht ausser Acht lassen. . .

Auf dem nächsten Postamt, an dem sie vorbeikam, schrieb sie rasch ein paar Zeilen an Erik, worin sie ihn bat, im Adlon anzufragen, ob die Veltins tatsächlich am 2. November dort gewohnt hatten. Vielleicht war es ihm auch möglich zu erfahren, ob der Wagen an jenem Tag in Reparatur gewesen war. Sie gab den Brief als Eilsendung auf und nahm an der nächsten Haltestelle die „Elektrische“, die sie fast bis nachhause brachte. Als sie an der Villa des „Mexikaners“ vorüberging, durch deren dunkelverhüllte Fenster kaum ein Lichtschimmer drang, überkam sie plötzlich die Lust, noch auf einen Sprung hineinzugehen. Auch wenn der Alte da sein sollte, dachte sie. Das bringt mich auf andere Gedanken.

(Fortsetzung folgt)

Bin Chlapperläubli umenand

Der Mitgu isch no nid rächt busper gsi, mer ei Namittag dem Dählhölzliertipart verträppelet iij. Scho i den änglische Mlage er bi jedem Bank zweche, u im Dähliger er o gäng müesse abhocke u verschnuufe. mer ds Wägli gag der Nare d'ürab si het der Chnöschmapp übercho, u der Schweif ihm z'uter Wasser i Nede abegrünelet. Waldanemone hei us de brune Bletter, vom Herbst nache no am Bode liege, schiefet, u am Narebord hei die sametweiche Nebbüeli wie siberigi Zwärgvogelgiringli us Büsch büregüggelet.

Vor em Wildsaugheg u dem Büffelparades isch grossi u chlyni Chinder gstande u hei

dem Triebe vo dene Tier zuegluegt. Zu ihrem Ma seit en elteri Frau — „eh, lue du da die grusigti Sou“. — Sy Schatz lachet es frösch-fröhlechs Frölli a — „oh Hans, isch das nid es hätzigs Sölli?“ E Bueb rüeft lut (der Vater zieht ne zur Straf bi den Ohre) — „äh was isch das für ne fuli, drädigti More!“

Der Mitgu het glachet. „Da chasch gseh wie's isch! Prezis wie mit der Kunst! Dem einte gfallt es Bild — der ander findet, es sig abschuelech. Der eint het es tiefs Erläbnis, we schöni Musig gspielt wird — dem andere seit das grad gar nüt. Es Theaterstück wird in ere Bhitig bis i Himmel ufe grüehmt — es anders Bletkli laht am glyche Stück fe quete Fabe. U nid nume mit der Kunst isch es eso. Wo-n-i da voletscht gäng öppis ha z'grochze gha, het mer Kummer Godi gseit — „gang doch einisch zum Dokter Kägel!“ Oder hei der Godi ächt Bögeli gseit gha? Gsehich, so geiht's eim, we men elter wird. We cha d'Name eifach nimm bhalte. Es isch grad wie wenn da obe“, u derby het er mit ihm dicke Zeigfinger a d'Stirne topplet, „wie wenn da obe öppis ygroschtet wär! Nebe, Godi het gemeint, i soll zu däm Dokter Kägel. Da heig doch dem Karrer Fredy o uf d'Bei ghulfe wo-n-er dere-wäg schitter dran sig gsi. Weber mir, mir het dä Kägel grad gar nid chönne hälfe! All an-

der Tag isch er cho, het mer der Rügge u d'Brust abtopplet, het es hölzigs Höhrrohr druf drückt u glost, göb d'Lunge rumpft ober ds Hätz tshäderei. De ha-n-i müesse ds Muul uffperre u ah — ah säge u derby het er mer mit eme Suppelöffel i Hals hingeregret u d'Zunge abedrückt, das mer ds Küni fäsch obji cho isch. Tropfe u Bülberli u Tablette het er mer verschriebe u Umschleg u Wickel mit Antiflogistin, u i ha das Züg gschluckt u d'Frou het mer mit den Umschleg u Wickel fäsch d'Hut verbrönnt. Aber es het alles nüt gnüht. Es het u het nid gslugget. Was ha-n-i anders welle, weber da Kägel! La z'fahre u mim alte Gussdokter z'telephoniere! Da isch cho, het mit mer über ds Wätter brichtet u vo der Politif — u wo-n-i ne gfragt ha, was i eigeltech heig u wie lang i müeh lige u was i ächt für Mittel söll näh, het er nume glachet u gseit — „e Grippe heit Dir. Mit Bülberli u Tropfe geiht's vierzäche Tag u ohnt Mittel zwo Wuche.“ U so isch es gsh. I ha Tee hnepumpet was nume düre Gurgel het abe möge, u d'Apiteggerruffig ha-n-i la Rufftig si. U jiz bin i, du gsehich es ja selber, wieder stuf zwäg. Nume weiß i selber nid, göb ächt die Bülberli u Tropfe u Tablette vom Dokter Kägel nid am Mend doch o ghulfe hei.“

Chäderei.